Achtung und Toleranz für das "Erziehungsheim" : das Erziehungsheim als Lebensschule

Autor(en): **Schmid, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **72 (2001)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-812778

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Achtung und Toleranz für das «Erziehungsheim»

DAS ERZIEHUNGSHEIM ALS LEBENSSCHULE

Von Peter Schmid

In unserer Zeit wird bekanntlich das Prinzip der «Heterogenität» zelebriert, also das Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft und mit unterschiedlichen Lebenschancen. Und im Bereiche der Heilpädagogik hört man so oft das geflügelte Wort: «Es ist normal, verschieden zu sein» – aus welchem sich dann die Forderung nach Integration von Menschen mit Behinderung mehr und mehr zur Indoktrination verhärtet. Nun kann man sich zu dieser ambivalenten Haltung – ein Hoch auf die Verschiedenartigkeit, aber im Grunde sind wir ja doch alle gleich – stellen wie man will: an einem Punkt wird sie nicht mehr konsequent durchgezogen: wenn es darum ginge, bestimmten heilpädagogischen Institutionen weiterhin einen Platz in dem weitläufigen Erziehungsfeld zuzugestehen. Deshalb möchte ich jetzt einmal das allseits geforderte Prinzip der Achtung und Toleranz allem Andersgearteten gegenüber auch auf die Institution «Erziehungsheim» angewandt wissen, auf dass auch ihre Erfolge wieder vermehrt zur Kenntnis genommen werden. Ich wähle bewusst diese altgediente Bezeichnung und ziele damit auf jenen Heimtypus, der vor allem Erziehungsdefizite und Erziehungsversäumnisse nachzuholen hat, wenn eine Versetzung des Kindes oder Jugendlichen in eine andere Umgebung zwingend geworden ist.

Als Ausgangspunkt für die Klärung der Erziehungsaufgabe im Heim wähle ich drei Thesen grundsätzlicher Art, die für jede Institution, die sich mit Erziehung befasst, beherzigt werden sollte:

1. *Das Erziehungsheim ist ein Lebens- und Erziehungsumfeld wie jedes andere auch.* Diese Feststellung betont das Gemeinsame und führt zur Frage nach den pädagogischen Grundsätzen, wo und wann immer erzogen wird. Gerade in Bezug auf die Erziehungsziele und -inhalte unterscheiden sich die verschiedenen Institutionen höchstens in der Akzentsetzung, nicht aber in den wesentlichen Anliegen, die zu erfüllen sind. Wir denken also unter anderem auch über die Voraussetzungen guter Heimerziehung nach und geben diesen Institutionen die Chance und das Vertrauen, das Bewährte zu bewahren und das noch Entwicklungsfähige an die Hand zu nehmen.
2. *Das Erziehungsheim ist eine Institution anstelle einer andern.* Wer vorschnell das Heim für überflüssig und überholt hält, übersieht, dass es irgendwann einmal geschaffen wurde, um stellvertretend für eine andere Erziehungsinstitution, die versagt hat, die Erziehungsaufgabe zu übernehmen. Heime sind kein Selbstzweck, aber sie bestehen solange es sie braucht, unabhängig davon, ob sie zu gewissen Zeiten ideologisch erwünscht sind oder nicht. Sollten andere Institutionen in der Lage sein, diese Aufgabe besser zu erfüllen, dann erst wäre der Zeitpunkt gekommen, sie entbehren zu können.
3. *Das Erziehungsheim verdient einen fairen Vergleich zu andern Institutionen.* Es ist zum Beispiel unfair, das Durchschnittsheim mit der Idealfamilie zu vergleichen. Gerade weil Familien zerrüttet sind, müssen Heime Kinder aufnehmen und anstelle der Eltern die Erziehungsaufgabe übernehmen. In den Heimen wird versucht, das, was Kinder benötigen, aber entbehren mussten, so gut wie möglich zu geben und nachzuholen. Im Einzelnen bleibt zu klären, ob dies mehr im Sinne von Familienersatz oder Familienergänzung verstanden werden muss.

Anthropologische Grundtatsachen der Lebensgestaltung

Um sich Rechenschaft zu geben über die Erziehungsaufgabe im Heim, die der Erziehung in andern Lebensumfeldern im Wesentlichen sich gleich ist, seien einige Grundtatsachen zum Lebensverständnis in Erinnerung gerufen. Vertreter des philosophisch-anthropologischen Denkansatzes haben sich eingehend mit diesen Phänomenen auseinandergesetzt und sie für die Pädagogik fruchtbar gemacht. Sie brauchen hier lediglich wieder in Erinnerung gerufen zu werden.*

Erlebter Raum und Heimat

Der Mensch erlebt den ihn umgebenden Raum ursprünglich als gestaltet, begrenzt und damit überschaubar. Es ist nicht der Raum der abstrakten Unendlichkeit, sondern eine Welt, in der alles seinen Platz hat. Hier kann sich der Mensch um so freier bewegen, je strukturierter der Raum ist. Der gestaltete, vertraute Raum dient der persönlichen Entfaltung, wird aber auch von den Menschen, die sich darin aufhalten, geprägt.

Im menschlichen Zusammenleben erfahren wir, dass die Räume, in denen wir leben, von ihren Funktionen her bestimmt werden. Im persönlichen Raumbedarf stossen die Menschen aufeinander und müssen lernen, den Raum unter sich zu teilen. Raum wird somit durch menschliche Ordnung geschaffen, und er geht in Unordnung und Chaos verloren.

Sich in einem gestalteten Lebensraum zurechtfinden und sich darin wohlfühlen, nennen wir Wohnen. Wohnen heisst Vertrautsein in der uns umgebenden Welt. Nicht alle Orte eignen sich zum Wohnen gleich gut. Wohnen will gelernt sein (Heidegger).

Ein Lebensraum wird zur Heimat durch tiefe Lebenseindrücke, namentlich durch die Liebe, die der Mensch darin erfahren hat. «Nur wo du bist, entsteht ein Ort» (Rilke) – Heimat ist da, wo man sich verstanden fühlt (Frisch). Soweit es Liebe ist, bleiben keine Wünsche offen, lebt der Mensch zufrieden und erfüllt im Hier und Jetzt, fragt nicht mehr nach Himmel und Erde (Psalm 73).

Kann das Erziehungsheim in diesem Sinne Heimat sein? Das wohl nicht, aber auch eine intakte Familie lässt diesbezüglich Wünsche offen. Wichtig ist, dass

wir uns daran orientieren, auch wenn wir es niemals erreichen.

Das Haus als Mitte der Welt

Im gelebten und strukturierten Raum, in dem wir uns aufhalten, gibt es nun einen bevorzugten Ort. Wir nennen ihn das Haus – es kann auch eine Wohnung sein.

Das Haus ist der Ort, wo ein Mensch oder eine Menschengruppe zusammen lebt und sich nach ihren persönlichen Bedürfnissen einrichtet. Es ist der Ort der Ruhe, des Ausgleichs und der Erholung. Das Haus umfasst einen geschützten Raum, der gegen aussen abgegrenzt ist und in den man sich zurückziehen kann.

Die Art der Beziehungen innerhalb dieses häuslichen Bereichs können folgendermassen umschrieben werden.

- Primär waltet das Prinzip der Liebe. Diese nimmt den Menschen zunächst einmal so an, wie er ist. «Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.»
- Da die Menschengruppe in der häuslichen Wohnung klein und überschaubar ist, ergeben sich gegenseitige Beziehungen wie von selbst. Das Zusammenleben ist allen Beteiligten vertraut. Diese bilden eine informelle Gruppe, innerhalb welcher das partnerschaftliche Lebensprinzip gilt.
- Im vertrauten Kreis braucht man keine Rolle wahrzunehmen, muss sich nicht über andere stellen, keine Macht ausüben und imponieren. Jedes Mitglied darf sich so geben wie es ist und muss andern nichts vormachen.
- Die Beziehungen spielen sich in einem abgeschlossenen, privaten Bereich ab. Was sich in der Wohnstube ereignet, braucht nicht nach aussen getragen zu werden. In dieser Art Schonraum werden Beziehungen geschützt, die Intim- und Geheimsphäre ist dabei zu respektieren.

Innerhalb des Hauses ist der Raum in weitere Räume aufgeteilt, die jeweils mehr oder weniger ausgeprägt zur Privat- und Intimsphäre gehören und nicht für Aussenstehende zugänglich sind: das Schlafzimmer oder auch nur das eigene Bett oder eine Schublade, die verschliessbar ist, und über die keine Rechenschaft abgegeben werden muss. Gestehen wir den Menschen eine solche persönliche Geheimsphäre zu? Einen Ort, wo sie sich nach der Arbeit, dem Lebenskampf und dem Dienst für andere zurückziehen können und nicht mehr behelligt werden? *Wir alle brauchen in der Welt ein Daheim und im Daheim unsere eigene Welt,* die sich von der Aussenwelt abhebt, von ihr notfalls auch abgeschirmt werden kann.

Der Aussenraum der Öffentlichkeit

Wo der Mensch sich aus den vertrauten vier Wänden herauswagt, begegnet ihm eine Welt, die im deutlichen Gegensatz zur Geborgenheit des Hauses steht. Es ist die Weit der Arbeit, der Leistungen und Erwartungen, die vom Menschen abverlangt werden. Zu diesem Lebensbereich gehören für das Kind auch die Welt vor der Gartentür, auch die Schule und die Orte, an denen es bereits kleine Arbeiten zu verrichten hat.

Der Bereich des Öffentlichen muss nicht notwendig fremd sein. Er enthält aber Fremdartiges, Ungewohntes, das Angst auslöst. Der Aussenraum der Öffentlichkeit kann folgendermassen charakterisiert werden:

- Die öffentliche Sphäre stellt Ansprüche. Auf individuelle Bedürfnisse kann nicht Rücksicht genommen werden. Die Forderungen werden von aussen an die Menschen herangetragen. Opfer und Verzichtleistungen sind zu erbringen.
- In der öffentlichen Sphäre muss man sich behaupten, bewähren, Wagnisse auf sich nehmen und dem Bedrängtwerden standhalten. Es geht da um Machtverhältnisse, Konkurrenz und Lebenskampf, denen man sich zu stellen hat.
- Im öffentlichen Bereich haben wir übergeordnete Anliegen wahrzunehmen. Sie erfordern neue Verbindungen und Gruppierungen, welche sich zur Erreichung gemeinsamer Zielsetzungen zu Interessenverbänden zusammenschliessen.

Die Tendenz zum Anonymen, Unpersönlichen nimmt zu, je mehr Leute am Zusammenleben beteiligt sind. Die Formalitäten des Zusammenlebens werden entsprechend komplizierter. Es müssen Rollen und Funktionen übernommen werden, man sieht sich hierarchischen Strukturen und Kompetenzabgrenzungen gegenübergestellt, und es braucht Hausordnungen, verbindliche Umgangsformen, geltende Gesetze, um ein erträgliches Nebeneinander und Miteinander zu gewährleisten.

Im Spannungsfeld zwischen öffentlicher und privater Sphäre

Die geschilderten Grundtatsachen sind von entscheidender Bedeutung für das Leben, wenn es gelingen soll. In der Erziehungsarbeit sind darum folgende vier Erkenntnisse stets zu berücksichtigen:

1. Der Mensch braucht auf der Welt einen Ort, an dem er sich geborgen und aufgehoben fühlt. Er muss wissen, wo er hingehört, wo er zu Hause ist. Gerade in den frühen Lebensjahren ist dies von grundlegender Notwendigkeit. Das Fehlen dieses Grunderlebnisses führt zu tiefgreifenden Störungen. Aber auch der Erwachsene kommt ohne einen solchen Ort, auf den er sich immer wieder zurückziehen kann, nicht aus.
2. Zum Leben gehört jedoch gleichberechtigt der Bereich der Öffentlichkeit, der die andere Seite der Lebenswirklichkeit darstellt. Er bricht zu einem späteren Zeitpunkt ins Leben ein, reisst den Menschen aus der trügerischen äusseren Sicherheit heraus und nimmt ihn in Pflicht.
3. Beide, die private und die öffentliche Sphäre müssen im richtigen Verhältnis zueinander stehen. Die jeweilige Gewichtung ist vom Entwicklungsalter her bestimmt und ändert sich im Laufe der Lebenssituation.
4. Wird das eine Lebensprinzip zuungunsten des andern überbetont, so beeinträchtigt dies beide. Die zwei Prinzipien sind wechselseitig aufeinander angewiesen: Nur aus der schöpferischen Ruhe und Geborgenheit erwächst die Kraft zur Bewältigung der Lebensaufgaben. Und nur im stets wieder neu gewagten Aufbruch und der Bewährung im Einsatz wissen wir die Qualitäten des Behaustseins auch wirklich zu schätzen. Behaustheit ohne Weltoffenheit verkümmert zum Spiessertum – Weltoffenheit ohne Behaustheit führt in die ruhelose Betriebsamkeit.

Private und öffentliche Sphäre im Heim

Kein Heim – wenn man einmal von der reinen Pflegefamilie absieht – kann die intakte Familie ersetzen und die entsprechende Geborgenheit anbieten. Je grösser eine Institution ist, desto mehr müssen ordnende, formelle, kontrollierende und organisatorische Momente in den Vordergrund treten. Persönliche, private und spontane Bedürfnisse können immer weniger berücksichtigt werden.

Das ist wohl auch die Angst der meisten Eltern und ihrer Kinder, die in ein Heim eingewiesen werden sollen. Dennoch ist nicht jede Familie oder sonstige elterliche Obhut besser als ein Heim. *Die Idealfamilie ist so wenig die Regel wie das ideale Heim.* Die Vorbehalte oder Negativurteile gegenüber Heimen erge-

ben sich daraus, dass das durchschnittliche Heim mit der Idealfamilie verglichen wird. Man vergisst dabei die Umstände, die eine Heimeinweisung nötig gemacht haben: erzieherische Überforderung, zerrüttete Verhältnisse, Vernachlässigung der Erzieherpflichten.

Wo auch immer also ein Kind in erzieherische Obhut kommt, müssen private und öffentliche Sphäre als zwei sich notwendig ergänzende Lebensbereiche gepflegt werden:

1. Die Pflege der häuslichen Atmosphäre (Bewahrung, Kontinuität, Sicherheit)
2. Die Wahrnehmung der öffentlichen Sphäre (Bewährung, Wandel, Ausgesetztsein)

Die Pflege der familiären Häuslichkeit im Heim

Das Heim soll alle Möglichkeiten wahrnehmen, die die Institution zu einem Daheim werden lässt. Dabei ist zu unterscheiden zwischen

- den noch bestehenden Gefühlen von Heimat und ihren Anhaltspunkten und Auslösern, die zu bewahren sind
- den möglichen neuen Ansätzen eines Heimatgefühls, das zu entwickeln ist

Vom ursprünglichen Zuhause bleiben nicht nur negative Begebenheiten und Erinnerungen zurück. Auch Positives ist zu würdigen und so weit als möglich in die neue Umgebung herüberzuretten. Dazu gehören: die Aufrechterhaltung von Kontakten. Soweit das Eltern-Kind-Verhältnis gescheitert ist, darf man von der Weiterführung der Kontakte zwischen Eltern und Kindern nicht Wunder erwarten. Die Kontakte sind so zu bemessen, dass sie keine Seite überfordern. Sie dienen wohl auch einer heilsamen Ernüchterung, damit nicht eine Idealisierung der früheren Zustände entsteht. Es ist auch abzuwägen, wie weit die Kinder periodisch den Eltern allein überlassen werden können oder ob sie sich besser im Heim treffen.

Wichtig scheint mir auf jeden Fall, dass Kinder und Jugendliche von ihrem ursprünglichen Zuhause mitnehmen können, woran sie hängen. Es liegt dabei nicht an uns, zu beurteilen, was die Dinge wert sind. Ihr Erinnerungswert ist persönlicher Art und damit unersetzbar.

Aufnahme und Festigung neuer Beziehungen

Wo eine Aufnahme ins Heim nötig wird, hängt der Erfolg hauptsächlich vom Zustandekommen tragfähiger Beziehungen zwischen den Erziehungverantwortlichen und den Kindern bzw. Jugendlichen ab. In der vorangegangenen Umgebung lagen zumeist die Beziehungsverhältnisse im Argen. Der Erzieher-Kind-Beziehung ist fürs erste mehr Gewicht beizumessen als den Beziehungen der Kinder/Jugendlichen untereinander. *Halt am reifen Menschen zu finden ist leichter als am Gleichaltrigen.* Die gepflegten Zweierbeziehungen sind die Voraussetzung für die Gruppenfähigkeit, aber sie ersetzen nicht selbst die Gruppenerfahrung. Das Zusammenleben in der Kleingruppe ist wiederum leichter als in einer grösseren Schar von Kindern und Jugendlichen. Das Heim bietet überdies den Vorzug, dass dem Kind mehrere Bezugspersonen zur Auswahl stehen, aus denen es wählen kann, welcher es sich bevorzugt anvertrauen möchte.

Garantie und Gestaltung eines Eigenbereichs

Was in intakten familiären Verhältnissen und ihrer Überschaubarkeit an Privatsphäre ohne grosse Probleme erhalten bleibt, ist in Heimstrukturen nicht ohne weiteres möglich. Umso wichtiger jedoch ist es, auch da Rückzugsmöglichkeiten zu gewährleisten.

Innerhalb der Erziehungsgruppe, deren Lebensformen sich bereits vom üblichen Heimbetrieb unterscheiden dürfen, braucht jedes einzelne Mitglied seinerseits einen Ort, auf den es sich zurückziehen kann, über den es selbst verfügen darf.

Das Recht auf einen Eigenbereich bedeutet unter anderem:

- Ausdrückliches Zugestehen eines Stücks «Eigenraum». Wenn es nicht ein eigenes Zimmer ist, dann wenigstens eine Ecke. Dieser Ort soll individuell ausgestattet werden dürfen. Dazu gehört auch etwas Verschliessbares, in das niemand anders Einblick haben soll, es sei denn, die Sachen werden freiwillig den Mitbewohnern anvertraut.
- Zu respektieren sind dabei auch Dinge des persönlichen Eigentums. Man lernt nur teilen, wo einem auch etwas ganz gehört. Wer zu früh hergeben muss, wird später raffgierig oder in falscher Bescheidenheit anspruchslos.
- Jeder Mensch hat auch ein Recht auf eine Geheimsphäre. Es braucht schon viel Festigkeit und Selbstvertrauen, um Dinge vor andern offenzulegen und sich möglicherweise dem Spott auszusetzen. Man fördert Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit besser, wenn man die Mitmenschen nicht zur schonungslosen Offenheit zwingt.
- Der persönliche Eigenbereich soll auch Schutz vor den andern bieten. In Heimen mit erziehungsschwierigen Kindern und Jugendlichen muss der Eigenbereich oft ausdrücklich institutionalisiert werden. Das Recht, den anvertrauten Schlüssel auch einmal drehen zu dürfen, sollte zugestanden werden.

Abgrenzung als Orientierungshilfe

Die grundsätzliche Gliederung des gelebten Raumes in einen Innenraum und einen Aussenraum ist auch im Heimleben zu beachten. So wie der Mensch seinen Wohnbereich und seinen Arbeitsbereich hat, in welchen sich verschiedene Lebensweisen entfalten können, sollen auch die Menschen im Heim diese unterschiedlichen Welten erleben dürfen. Nicht nur die Heimbewohner, auch das Personal hat ein ausdrückliches Anrecht auf beide Lebenssphären.

Es ist nun für das menschliche Zusammenleben (auch im Heim) hilfreich, wenn privater und öffentlicher Lebensbereich bewusst getrennt und auseinandergehalten werden. Die darin sich abspielenden Lebensweisen sind ja voneinander verschieden und können sich gerade deshalb gegenseitig ergänzen.

Dominanz des häuslichen Lebens bedeutet:

Ruhe, Erholung, Schonung
Beziehungen, Konkordanz
Besinnlichkeit
Bewahrung, Schutz
Gespräch
Freizeit, Spiel, Musse
Zeit schenken, verschwenden

Dominanz des öffentlichen Lebens bedeutet:

Leistung, Einsatz, Ausdauer
Erfahrungen, Konkurrenz
Tätigkeit
Bewährung, Auseinandersetzung
Information, Diskussion
Dienst, Arbeit, Aktivität
Zeit einteilen, nutzen

Je besser dem häuslichen Prinzip nachgelebt wird, desto mehr kann im öffentlichen Bereich erwartet und verlangt werden – und umgekehrt. Konkret auf das Verhältnis Wohnbereich–Schule angewandt kann dies heissen:

- Räumliche Trennung von Wohnbereich und Schul-(Arbeits-)bereich
- Zeitliche Trennung von Arbeit und Freizeit

- Der Schulraum soll zum Arbeiten einladen und anregen, der Wohnraum soll gemütlich und bequem sein
- Je intensiver in der Schule gearbeitet wird, desto weniger sind Hausaufgaben nötig.

Wie Heime ihre Aufgabe verstehen können

Je nach dem, welches der beiden Lebensanliegen im Vordergrund steht, ändert sich auch die Zielsetzung eines Heims und dessen Konzept.

Schwergewicht «Privatsphäre»

Familienersatz,
Schonraum, Schutzraum
Grossfamilie, Kleinheim
Atmosphäre, Geborgenheit
Familienprinzip
Wohnheime

Schwergewicht «öffentliche Sphäre»

Familienergänzung, Familieneinbezug
Öffnung, Aussenkontakte
Einbezug ausserfamiliärer Lebensformen
Arbeitseinsatz
Aussenwohngruppen
Eingliederungswerkstätten

Teilweise sich überschneidend, aber nicht identisch damit sind die Prinzipien:

Bewahrung (Separation)

Geschlossene Abteilungen
Schulheime
Internat, Klinik
Individuelle Förderungen

Bewährung (Integration)

Elternkontakte, Aussenkontakte
externer Schulbesuch
Aussenwohngruppe
kollektive Forderungen

Hineinwachsen in die allen gemeinsame Welt

Mit der Durchschreitung immer weiterer Lebenskreise gegen aussen gibt man die inneren Lebenskreise nicht auf. Man verlässt sie nur vorübergehend und kehrt zu ihnen zurück.

Dem Lebenskampf gewachsen ist und Leistungen erbringen kann nur, wer andrerseits auch irgendwo verwurzelt ist, zunächst äusserlich, aber zunehmend auch innerlich. *Nur wer geborgen und daheim ist, erträgt die Freiheit und nutzt sie zur sinnvollen Lebensgestaltung.* Der Erfolg der Heimerziehung bemisst sich daran, wie gut es gelungen ist, dem heranwachsenden jungen Menschen häusliche und öffentliche Lebenswelt in ihrem jeweiligen Eigenwert nahezubringen und wie weit sie die nachhaltige Erfahrung sichert, wonach beide Prinzipien aufeinander angewiesen sind, um zu ihrer vollen Entfaltung zu gelangen. Rückkehr in die ursprünglichen Verhältnisse oder Entlassung ins selbst verantwortete Leben hängt somit davon ab, ob andere und mit der Zeit sie selbst als mündige Menschen in der Lage sind, die doppelte Lebensaufgabe zu erfüllen, die da heisst: Pflege und Sicherung des häuslichen Lebens sowie Ertüchtigung und Bewährung in ausserhäuslichen, beruflichen Belangen.

Im Grunde sind dies ganz alltägliche Dinge, die in pädagogischer Verantwortung wahrzunehmen sind. Es braucht dazu weder ausgeklügelte Forschung noch spezielle Experten. Ihre Wahrheit offenbart sich im Leben selbst – vorausgesetzt: sie wird persönlich verspürt, dementsprechend auch vorgelebt und ihr über Jahre hinweg die Treue gehalten.

***Literaturhinweise**

Es sei hier einige Fachliteratur zu den behandelten Themen in Erinnerung gerufen, ohne dass daraus speziell zitiert wird.

Bachelard G. (1987). *Poetik des Raumes.* Frankfurt a. M.: Fischer.
Bollnow O. F. (1976). *Mensch und Raum,* 3. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
Bollnow O. F. (1976). *Die erzieherische Bedeutung der Geborgenheit im Hause.* Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, Heft 2, S. 149–158.
Nitschke A. (1968). *Das verwaiste Kind der Natur. Ärztliche Beobachtungen zur Welt des jungen Menschen.* 2. Auflage. Tübingen: Niemeyer.
Heidegger M. (1978). *Bauen, Wohnen Denken.* In: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen: Neske.
De Saint-Exupéry A. (1962). *Die Stadt in der Wüste.* Düsseldorf: Rauch.
Schmid P. (1990). *Heimat – weltfremde Idylle?* In: Den Dingen auf den Grund gehen. Aspekte der Lebensgestaltung. Oberegg: Noah. ■

M. Buchka, R. Grimm, F. Klein (Hrsg.)

Lebensbilder bedeutender Heilpädagoginnen und Heilpädagogen des 20. Jahrhunderts

zirka 480 Seiten, zirka 35 Abb. (3-497-01540-7), gb, Fr. 53.50.

Die Heilpädagogische Bewegung verdankt ihre Entwicklung der Initiativkraft einiger bedeutender Persönlichkeiten. In ihren Lebensbildern spiegelt sich die Geschichte der Heilpädagogik im 20. Jahrhundert wider. Was hat diese Frauen und Männer dazu bewegt, ihr Leben der unmittelbaren Begegnung, Fürsorge und Begleitung behinderter Menschen zu widmen? Welche Erfahrungen haben sie dabei gemacht und wie haben sie diese Erfahrungen an andere weitergegeben? Welche Leitprinzipien haben sich daraus für die heilpädagogische Arbeit ergeben? Diesen Fragen gehen die Autoren in den einzelnen Porträts nach. Sie skizzieren die individuellen Biographien und deren Wirken auf die Entstehung einer fachlichen Disziplin. So setzt sich wie in einem Mosaik eine Art Geschichte der Heilpädagogik zusammen, die heute tätigen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen wertvolle Anregungen und Impulse geben kann.

Aus dem Inhalt

Hartmut Sautter: Bruno Bettelheim; *Maximilian Buchka:* Friedrich von Bodelschwingh d. J.; *Sabine Schröder:* Linus Bopp; *Heribert Jussen:* Wilhelm Cüppers; *Viktor Lechta:* Viliam Gano; *Arnold-Köpcke-Duttler:* Clara Grunwald; *Dieter Lotz:* Heinrich Hanselmann; Theodor Heller; *Sieglind Ellger-Rüttgardt:* Betty Hirsch; *Bernhard Schmalenbach:* Karl König; *Ferdinand Klein:* Janusz Korczak; *Markus Dederich:* Hugo Kükelhaus; *Bodo von Plato:* Bernhard C. J. Lievegoed; *Michael Winkler:* Anton Makarenko; *Max Heller:* Eduard Montalta; Harry *Bergeest:* Maria Montessori; *Peter Schmid:* Paul Moor; *Andreas Möckel:* Jakob Muth; *Rüdiger Grimm:* Werner Pache; *Ferdinand Klein:* Mimi Scheiblauer; *Dieter Gröschke:* Pastor Heinrich Matthias Sengelmann; *Sieglind Ellger-Rüttgardt:* Frieda Stoppenbrink-Buchholz; *Ferdinand Klein:* Anne Sullivan; *Heinz Krebs, Helga Gratt:* Ingeborg Thomae; *Maximilian Buchka:* Johannes Trüper; *Hans Weiss:* Hans Würtz.

Die Herausgeber

Dr. phil. Rüdiger Grimm, Dipl.-Pädagoge und Heilerzieher, Sekretär der Konferenz für Heilpädagogik und Sozialtherapie, Goetheanum Dornach, Schweiz (oben); *Prof. Dr. phil. Ferdinand Klein,* nach Stationen an den Universitäten Mainz und Tübingen, zuletzt Lehrstuhl für Heilpädagogik an der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg (unten links) *Prof. Dr. paed. Maximilian Buchka,* Lehrstuhl für Erziehungswissenschaft, insbesondere Sozial- und Heilpädagogik, Kath. FH NRW, Köln (rechts)